

Meine Schuld [Fortsetzung]

Autor(en): **Glöckler, Marie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerisches Freundschafts-Banner**

Band (Jahr): **2 (1934)**

Heft 23

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ein stark erhöhter Weg, schmal, sich senkend und hebend, an einzelnen Stellen seitlich jäh abfallend, der in ziemlich gerader Richtung hinlief. Reinsen watete durch den Schnee des Abhanges und erklimmte ihn. Frische Schlittenspuren zeigten, daß er vor kurzem befahren war. Aufatmend blieb er stehen. Aber man hörte nichts. Ab und zu karrte schläfrig ein Ast oder es rauschte irgendwo schwer in den Zweigen, als hinge ein Tauwind in ihnen, oder eines der jüngeren Bäumlein, dem seine Schneelast zu schwer geworden war, schüttelte sich und warf sie ungeduldig ab.

Hier oben war es dämmeriger, weil die Schatten der Bäume über den Weg fielen, und Arno mußte seine Augen erst an die Dämmerung gewöhnen. Er hatte kaum einige hundert Schritte gemacht, als er stehen blieb... dort, vor ihm auf dem Wege... was lag dort?... dunkel und schwarz? Nun drückte er doch auf den Knopf seiner Lampe... ja, ja, jetzt erkannte er es: eine Schlittendecke, ein Bärenfell lag da. Hier mußte ein Pferd wild geworden sein und die Decke mußte aus dem Schlitten geworfen sein. Er hob sie auf. Kannte er diese Decke nicht, hatte sie nicht gar einmal seine eigenen Knie gewärmt? Er wußte nicht gleich wo und wann, dieser Fund verwirrte ihn, und dort links auf dem Schnee des Abhanges lag wieder etwas... ein Sitzpolster, und der Schnee rings umher... mein Gott!... aufgewühlt, zerstampft, zertreten, als hätte ein Kampf stattgefunden, ein Kampf auf Leben und Tod. Eine Strecke weiter beleuchtete der Mond eine kleine Lichtung, man hatte dort Bäume gefällt, ihre Stümpfe ragten aus dem Schnee und dort da lag doch jemand — ein Mensch, langhingestreckt, dicht an einem der Baumreste, baarhäutig, und mit weitzurückgeschlagenem Pelz, ohne Handschuhe und — ja, das mußte Blut sein, dieser schwarze breite Streifen an seiner linken Kopfseite, der sich im Schnee hinzog. Oder sollte es ein Schatten sein? Mit ein paar Sätzen war er den Abhang hinab, und obgleich das Mondlicht hell genug war, um alle Gegenstände erkennen zu lassen, drückte er doch wieder aufs neue auf das Knöpfchen seiner Laterne. Das Licht flammte grell und weiß in gerader Linie auf, und er fuhr mit einem Aufschrei zurück, denn er hatte den vor ihm Liegenden erkannt: es war Klaus von Heimer.

Das Licht der Lampe erlosch ebenso schnell wie es aufgeflammt war. Es war kein Zweifel: das Pferd Klaus Heimers, von dem es hieß, es ließe sich so schwer bändigen, war wild geworden, war den Abhang

hinabgerast, hatt ihn aus dem Schlitten geschleudert und das Weite gesucht und war nun wer weiß wo? während sein Herr mit gebrochenen Gliedern, vielleicht tot, im Schnee lag. Am ganzen Leibe begann Arno zu zittern und, um nicht umzusinken, hatte er den Arm um den Stamm einer der schlanken Tannen geschlungen, die von der Axt verschont geblieben waren. Die Welt um ihn begann sich im Kreise zu drehen, und es war ihm, als sehe er alles durch ein rotes Glas und aus dem Dunkel des Waldes löste sich eine dunkle Schattengestalt, die schlich sich an ihn heran und flüsterte ihm ganz deutlich ins Ohr: „Was geht es Dich an? Man wird ihn schon finden. Morgen, übermorgen — einerlei! Geh' nach Hause — es ist nachtschlafende Zeit. Es geschieht ihm recht. Hat er Dich nicht wie einen rüudigen Hund aus seinem Herzen und nun doch aus Haus und Hof gejagt? Vielleicht ist er schon tot, und ist er's heute nicht, morgen ist er's sicher...“

Aber das war nur einen Augenblick. Mit dem Fuß stieß Arno das Nachtgespenst von sich. Im nächsten Moment schon sank er von dem im Schnee Liegenden in die Knie und starrte ihm ins Gesicht. Bleich, mit geschlossenen Augen lag er da, aus einer Kopfwunde schien noch Blut zu sickern, und die Hände hingen schlaff und regungslos zur Seite. Er mußte zuerst an einen anderen Stumpf geworfen worden sein, denn eine längere dünne Blutspur war im Schnee sichtbar, und war dann mit erneuter Wucht gegen diesen zweiten Stubben geschleudert. Arno Reinsen griff nach den schmalen, weißen Händen seines Freundes, die sich kalt und eisig anfühlten, und beugte sich über das Gesicht des Bewußtlosen. Amete er noch?... Arno horchte lange und angestrengt hin. Erst war nichts zu hören, aber nun — Gott sei gedankt — ja, ja — Leben war noch in ihm. Er strich ihm das Haar aus der Stirn, schob ihm sanft und ohne den Kopf zu bewegen die eigene Pelzmütze unter den Nacken, schloß den offenen Pelz und breitete die Bärenfelldecke über den Körper. Zu bewegen wagte er ihn nicht. Es gab Verletzungen, die jede Bewegung von ungeübter Hand ausschlossen. Hier war ein Arzt vonnöten, eine Tragbahre, Leute, Hilfe. Wenn er ihn nur zum Bewußtsein bringen könnte! Da fiel ihm seine Thermosflasche mit dem Kaffee ein. Er suchte sie eilig heraus, schraubte den silbernen Verschuß, der zugleich als Trinkgefäß diente, ab und füllte ihn mit zitternder Hand.

(Fortsetzung folgt)

„Die Seite unserer Frauen!“

MEINE SCHULD.

Novelle von Marie Glöckler.

(Fortsetzung)

Aber nun, wie lange noch? Wie wird sie wohl die große Frage an das Leben beantworten? Wird sie erschrocken stille stehen, wenn plötzlich der Schleier vor ihrer Seele zerreißt? Wird sie umkehren und fliehen wollen, von dem man ja doch nicht fliehen kann? Wird sie den natürlichen Weg erzwingen wol-

len, gegen ihre Natur streifen, sich an die Seite eines Mannes stellen, um auf diesem Irrweg zu Grunde zu gehen? O, du meine liebe kleine Annelies! — wie wird mir doch so bange um dich! Wie fürchte ich dein Erwachen!

Ich fuhr auf aus meinem Sinnen. Hatte es nicht geklopft? Aber schon ging die Türe auf und Annelies war da.

„Ach, wie schön“, lachte sie mich fröhlich an, „sie sind ja da, Fräulein Helen, zweimal habe ich angeklopft und niemand hat geantwortet, da dachte ich, daß sie ausgegangen sind.“

„Und ich habe gar nichts gehört, Annelies, aber ich freue mich, daß du noch gekommen bist.“

„Ach ja“, sagte sie hastig, „ich wollte ihnen nur schnell noch etwas bringen, da — da schauen sie! Sind sie nicht wunderschön?“

Ueberrascht schaute ich auf und ehe ich's versah, lagen die beiden Rosen auf meinem Schoß.

„Aber Annelies“, sagte ich erschrocken, „das hättest du nicht tun sollen, diese Prachtsrosen zu brechen! Es sind ja die ersten und erst heute sind sie aufgeblüht!“

„Ja, erst heute“, erwiderte sie, „viel zu lange ist es gegangen. Jeden Morgen habe ich nachgeschaut. Ich habe es kaum erwarten können, weil sie ja die Rosen so unendlich lieben!“

„So lieb hast du mich?“

„Ja —“

„Aber du hättest es doch nicht tun sollen, was wird deine Mutter sagen dazu?“

„Nichts! Sie weiß es schon und sie weiß auch, daß ich es ja doch getan hätte, weil ich nicht anders kann. Und dann — dann möchte ich noch sagen — ich war heute gar nicht gut zu ihr — und da sie es gesehen und gehört haben — o, ich schäme mich nun so — sind sie mir nun böse deshalb?“

„Komm!“ sagte ich und zog sie neben mich auf einen Schemel, „nein, böse bin ich nicht, aber traurig hat es mich gemacht, und wenn es dir leid tut, dann ist es recht. Es hat mich geschmerzt für deine arme Mutter. Weißt, sie hat ja niemand mehr als dich und eine schwere Bürde hat sie auch zu tragen und da mußt du sie lieb haben und ihr helfen und gehorsam sein, willst du das nicht vergessen?“

„Nein!“

„Nun, das freut mich. Du weißt ja nicht, wie lange ihr noch beisammen sind, es kann ja eines Tages anders werden.“

Groß schaute sie mich an.

„Warum soll es anders werden?“

„Nun, das Leben fordert seine Rechte, und — du wirst nicht immer allein bleiben, vielleicht schon bald, und eine große Liebe zieht ein in dein Herz!“

Sie schüttelte ihren Kopf.

„Ich glaube es nicht, Fräulein Helen!“

„Du glaubst es nicht?“

„Nein!“

„Warum denn nicht?“

„Ich mag die Burschen nicht.“

„Und hast doch immer nur mit den Buben spielen wollen!“

„Ja — aber das war eben anders — spielen wollte ich schon mit ihnen — aber sie lieb haben, sie küssen müssen — nein, nein, das — das kann ich nicht!“

„Nun, alle müssen es ja nicht sein“, lächelte ich, „nur einen, einen einzigen.“

„Auch diesen einen nicht, nein, nein, das werde ich nicht können!“

„Warum denn nicht, Annelies?“

Sie stand hastig auf.

„Ich weiß es nicht! Ich kann es nicht sagen und — will auch nicht!“

Wie trotzig es klang dieses „ich will auch nicht“, das war eben wieder meine alte, wilde Annelies, wie sie immer war, jugendlich und stark.

Ich tastete nach ihren Händen. „Komm“, sagte ich bewegt, „ich wollte dir ja nicht wehe tun, bin ja so froh, daß du da bleibst, wenn du uns nicht verläßt, mich und deine Mutter!“

„Nein, nein, ich verlasse sie nicht!“ Sie setzte sich wieder zu meinen Füßen und schmiegte sich eng an mich. „Ich kann ja auch nicht fort — nie kann ich fort — ich — habe sie ja so lieb!“

Annelies war fortgegangen und ich stellte die Rosen behutsam ins Wasser. Wie sie leuchteten durch die stille Dämmerung. Ihr süßer Duft umschmeichelte mich. Sie erzählten mir von einem wilden Mädchen, das mich so lieb hatte. Ich tauchte mein heißes Gesicht in die schimmernden Blumenkelche und flüsterte leise: „Und ich habe dich ja auch so lieb, kleine Annelies!“

* * *

„Wissen sie Fräulein Helen, was heute Mutter zu mir gesagt hat?“

„Nein!“

„Nun, sie will am Sonntag nach Kirchdorf. Dort haben wir Verwandte und die haben eine große Gärtnerei, und was halt das Schönste ist, wie Mutter sagt, haben sie lauter Buben und die helfen nun alle mit, wundervoll, nicht wahr?“

Annelies hatte wieder ihr ganz trotziges Gesicht auf und jedesmal wenn sie so dastand, hochaufgerichtet mit der tiefen Falte zwischen den Augenbrauen, dann schien es, als ob sie es mit der ganzen Welt aufnehmen wollte.

„Warum so kampfbereit, Annelies? Das soll dich nicht in Aufregung bringen, oder sind es dir drüben zu viel Buben?“

„Ja eben“, sagte sie wegwerfend, „leider sollen es zu viel sein, und nun will Mutter einen davon herholen in unsere Gärtnerei!“

„Darüber kannst du dich ja nur freuen!“

„Nein, nein, ich freue mich gar nicht. Es ist ja auch ganz gewiß nicht nötig, ich schaff's ja schon!“

„Nun, so ein Knabe kann doch ein wenig helfen dabei!“

„Ja, aber die sind schon lange keine Knaben mehr, die sind ja alle viel älter als ich. Aber ich will es nicht, ich leid es nicht und ich dulde es nicht!“

„Hoho, Annelies!“ ich mußte laut auflachen, warum regst du dich denn so auf? Ich sehe gar nichts so Unangenehmes dabei!“

(Fortsetzung folgt!)

An die Leser des „Freundschafts-Banner!“

Das neu erscheinende **Korrespondenzblatt** wird nur an die Mitglieder des „S.Fr.-V.“ und an die Artgenossen-Abonnenten versandt! Dasselbe ist nur vom Verlag unter Adressenangabe zu erhalten und kann **nicht** an den öffentlichen Verkaufsstellen bezogen werden!

Redaktion und Verlag.